

Das geschlossene Tor.

Ein Kriegskapitel über die Gastlichkeit.

Wenn die eine oder die andre Stadt ihre sonst so gastlichen Pforten, wie wir es seit dem vergangenen Sommer an zahlreichen Fällen erlebt haben, dem Fremdenverkehr verschließt und mit sichtlich verärgelter Bosheit sich jeden Besuch als unerwünscht verbittet, wenn man förmlich die Haustüren vor den Nasen des trotzdem waghalsig eingedrungenen Fremden ins Schloß krachen hört, dann nicht alles in logischer Begeisterung mit dem Kopf und denkt: „Ja, ja, das macht der Krieg, der Lebensmittelmangel.“

Mit Verlaub, die Sache hat auch ein andres Gesicht, und es ist gar nicht nötig, daß sich an Stelle der vernünftigen Ueberlegung eine Art Surrogat des Denkens, Kriegslogik genannt, einnistet. Diese besteht vor allem darin, daß jede leidenschaftliche Manifestation als Recht angesehen, jede erhöhte Aeußerung in Dausch und Bogen als vollberechtigte, selbstverständliche auch vollbegründete Meinung übernommen wird. Wenn Salzburg oder Taufers in Tirol die Fremden hinauswerfen, indem sie überall den drohenden Hunger plakattieren, dann muß es der kleinste Knirps im ganzen Reich glauben, daß die Salzburger nichts mehr zu essen haben, und glaubt es auch. Denn wegen der Drohung reißt er nicht mehr nach Salzburg. Und da er selbst nicht mehr sehen kann, wie schlecht es den Salzburger geht, stellt er nicht fest, ob sie zu essen haben oder nicht, und weil er es nicht sieht, glaubt er, daß dort wirklich alles zu Ende sei. Wir wollen den Salzburger natürlich keinen schlechten Willen vorwerfen, sondern annehmen, daß sie, im vorigen Jahre wenigstens, als sie der ganzen Welt die Tür vor der Nase zuschlugen, im guten Glauben gehandelt haben. Sie und die vielen andern Ortsgemeinden, die ihnen in der Austreibung der Fremden folgten. Aber daß sie es damals mehr aus Mergel als aus Ueberlegung und Rechtfertigungsgefühl taten, werden sie uns heute doch auch zugeben.

Wir wissen nicht, wann in den fremdenfeindlichen Orten die letzte Wurst im Laden der Selcher, die letzte Rübe und das letzte Fleisch von den Märkten verschwunden ist. Das eine wissen wir aber, daß es in Wien viel eher so war als irgendwo anders; daß wir ferner zu einer Zeit, in der man allenthalben sich noch einen Butteraufstrich aufs Brot machen konnte, er in Wien schon lange zu den Märchen einer vergangenen Zeit gehört hat. Und so ist es uns Wienern doch in allen Dingen gegangen. Auch Kleiderstoffe zu einem halbwegs anständigen Preis und Wäsche waren überall länger vorhanden als bei uns in der Metropole.

Nun dürfen wir bei diesem gewaltigen Vorsprung in der Kriegsnot doch die höfliche Frage stellen, weshalb denn die Salzburger und die andern fremdenfeindlichen Ortsgemeinden uns in der Behandlung der Fremden absolut den Rang ablaufen wollen? Haben wir jemals einen Fremden vor die Tür gesetzt, weil er uns den Kaffee wegstank, der uns doch gewiß ebenso gemundet hätte als ihm, haben wir ihm nicht bis auf den heutigen Tag das Recht auf unsere Rostbrateln und alle anderen Verköstigungsmittel unbenommen gelassen, ja, nicht einmal darüber haben wir nachgedacht, daß die Fremden an unserer gewiß für uns spärlich besetzten Tafel sitzen und sich bedenkenlos die besten und meisten Dinge aus der Schüssel nehmen?

Das haben wir ihnen — seien wir aufrichtig — nicht gerade gerne gegönnt, aber wir hätten es nie über das Herz gebracht, den Fremden die Tore Wiens zu verschließen. Wir waren immer und sind auch heute noch der Meinung, daß ein solcher Vorgang weder mit einer aus praktischen noch aus ethischen Erwägungen hervorgegangenen Gesinnung zu vereinbaren ist. Wir Wiener denken also gar nicht daran, den Fremdenverkehr in unserer Stadt zu verhindern. Man denke nur, was es heißt, in diesen Zeiten einen Strom von einigen Hunderttausend Fremden alljährlich Kost und Quartier und Einkaufsmöglichkeit zu gewähren und ziehe in Erwägung, daß wir eine Gemeinde von rund zwei Millionen Konsumenten bilden. Wie wäre es nun, wenn wir genau so handelten wie die Provinz, wenn wir es uns ganz einfach auf dem Wege eines Ukas nach den vielen, wenig löblichen Vorbildern verbäten, von Provinzgästen besucht zu werden? Uns stünde das Argument der Lebensmittelarmut, auf das sich die Provinzorte als auf eine Selbstverständlichkeit stützen, mit doppelter Beweiskraft zu Gebote. Wenn wir wollten. Aber wir denken nicht daran, verwahren uns ganz energisch gegen eine allfällige Unterschiebung des Wunsches nach einer gleichen Handlungsweise und werden uns nach wie vor darüber freuen, auch mit nicht ganz sattem Magen, wenn wir so oft und so viel als möglich die Mundarten der verschiedenen Kronländer in den Straßen, ja sogar in den Gast- und Kaffeehäusern Wiens hören. Selbst in diesen Tagen, in denen wir aus eben diesen Kronländern eigentlich keine Nahrungsmittel mehr erhalten und unser Leben von fremder Hilfe abhängig ist. Wo nur hereinspaziert, meine Herrschaften, Wien weiß, daß ihm seine Gastfreundschaft auch in Zeiten der Not höher steht als ein Plus in der Befriedigung seiner Mageninteressen. Wenn der Magen zum Philosophen oder Politiker geworden ist, dann hat sich noch allemal das Weltbild verzerrt gestaltet. Es ist natürlich gar keine Hoffnung, jene, die den Sinn für Gastfreundschaft unter dem ersten Ansturm der Not bedenkenlos aufgegeben haben, zu bekehren und zu einer Rückkehr zu einer höhern Auffassung der Zusammenhänge in einer großen Menschengemeinde zu bewegen, aber ausgesprochen mußte doch endlich einmal werden, was hier gesagt ist, in der Hoffnung, wenigstens das Denken, wenn schon nicht das Handeln, in die Bahn der Vernunft zu lenken.